Das äussere und das innere Problem im heutigen Britisch-Indien

Karl Stählin

Das äußere und das innere Problem im heutigen Britisch-Indien

Vortrag

gehalten in der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, Abteilung Heidelberg, am 18. Dezember 1907

von

Dr. Karl Stählin
Privatdozent an der Universität Heidelberg

Heidelberg 1908
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Das äußere und das innere Problem im heutigen Britisch-Indien

Vortrag

gehalten in der Deutschen Kolonial-Gesellschaft,
Abteilung Heidelberg, am 18. Dezember 1907

von

Dr. Karl Stählin
Privatdozent an der Universität Heidelberg

Heidelberg 1908
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung

Verlags-Archiv Nr. 190.

Meinem lieben Schwager

Herrn Ernst Forster

beim Antritt seiner Reise nach Indien.

Inhaltsangabe.

Noch in den letzten Jahren der Königin Elisabeth, als mit dem Sieg über die spanische Armada die Meerstraßen in südlicher Richtung um das Kap der guten Hoffnung und weiter nach Osten freilagen, haben die Engländer in Indien Fuß gefaßt. Noch auf lange hinaus bestand ihr Besitz freilich nur aus den Handelsfaktoreien der Englisch-Ostindischen Kompanie, die im Kampf mit den Portugiesen, dann mit den Holländern allmählich erweitert wurden. Erst von der Mitte des 18. Jahrhunderts an, im 60jährigen Kampf gegen Frankreich und die mit seinen indischen Kolonien verbündeten einheimischen Fürsten erfolgt die eigentliche Gründung der politisch-militärischen Macht Englands in Indien. 1817 ist die Eroberung Indiens vollendet: ein zusammenhängendes Gebiet unmittelbar englischen Besitzes umklammerte nun die Territorien der Mitte und des Nordwestens, deren Fürsten, der Großmogul inbegriffen, nur mehr ein politisches Schattendasein bewahrten.

Die russische Ausbreitung in Asien hatte unter Iwan dem Schrecklichen, dem Zeitgenossen Elisabeths, etwa 20 Jahre vor der Ankunft der Engländer in Indien eingesetzt. Sie war von Anfang an ganz anders geartet: offensiv, als staatliche Unternehmung und ins Grenzenlose gehend; denn nirgends bot eine feste Grenze Halt, kein ebenbürtiger Feind setzte sich

ihr entgegen und überall ergaben sich infolge des halborientalischen Charakters des Russischen Reiches günstige Verhältnisse für die Verschmelzung der besiegten kulturlosen Nomadenstämme mit dem Sieger, während England in Indien auf uraltes, dicht bevölkertes Kulturland mit fremdartigen und komplizierten nationalen, staatlichen, religiösen und sozialen Zuständen traf und sich dem indischen Kastenwesen nur als oberste Kaste einzugliedern vermochte.

Zu der östlichen Vormarschrichtung Rußlands waren schon seit Peter dem Großen zwei südliche getreten: nach Zentralasien und nach Persien. Immerhin hatte sich die russische Ausbreitung damals noch in weiter Ferne vom indischen Besitz vollzogen. Erst seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts begann sich Englands infolge des ununterbrochenen russischen Vorschreitens, das fast wie ein mechanischer Naturprozeß erschien, die dauernde Sorge um seinen indischen Besitz zu bemächtigen. Es begann der englisch-russische Antagonismus, und England wurde sich der Bedeutung Afghanistans bewußt, das trotz seiner gewaltigen Gebirgsketten und wüsten Strecken seit Alexander dem Großen das Einfallstor aller Welteroberer in das Pandschab gebildet hatte.

Beide Großmächte waren damals noch durch weite Gebiete von Afghanistan getrennt, aber beide streckten bereits ihre Fühler nach Kabul aus. Im ersten afghanischen Krieg 1839—42, den England unter-

nahm, um sich Afghanistans gegen die russischen Umtriebe zu versichern, erlitt es eine schwere Niederlage; aber in den nächsten Jahren dehnte es wenigstens seine Nordwestgrenze bis in die Nähe Afghanistans aus. Und als Rußland durch den Krimkrieg beschäftigt war, benutzte England diese Gelegenheit, sich dem afghanischen Hofe wieder zu nähern: 1857 wird ein erstes englisch-afghanisches Bündnis geschlossen. Nachdem Rußland die zentralasiatischen Khanate erobert und das immer enger eingekeilte Afghanistan nun dem mächtigeren der beiden Rivalen wieder größeren Einfluß eingeräumt hatte, kam es 1878 zum zweiten afghanischen Krieg Englands. Er verlief für die englischen Truppen siegreich, und der neue Emir Abd ur-Rahman schloß 1880 mit England einen Vertrag, der ihm jährliche Subsidien und England die Kontrolle der auswärtigen Angelegenheiten Afghanistans bewilligte.

Abd ur-Rahman hat Afghanistan im Lauf einer 20jährigen Regierung aus einem Feudalstaat in einen straff zentralisierten Militärstaat umgeschaffen. Unter seinem Sohn und Nachfolger Habib Ullah wurde der englische Vertrag erneuert und die Freundschaft durch seinen Anfang 1907 stattgefundenen Besuch in Indien noch stärker gefestigt. Nach einigen Jahren der Spannung sind nunmehr gewisse Anzeichen eines allmählich wachsenden britischen Einflusses auch im Innern vorhanden, obgleich der Emir hier eifersüchtig auf die Wahrung seiner Selbständigkeit be-

dacht ist und dem Vermächtnis seines Vaters gemäß England bisher ebensowenig wie Rußland den Bahnbau gestattet und auch die Ausbildung seines Heeres durch englische Offiziere verweigert.

Diese Zugeständnisse wären aber für England von um so höherem Wert, als die Russen noch mehrmals erfolgreiche Vorstöße an der afghanischen Nordgrenze unternommen haben. Heute sind sie als Herren der fruchtbaren und entwicklungsfähigen Gebiete von Buchara und Ferghana im Besitz einer vorzüglichen Basis und stehen mit ihren vordersten Posten 100 km nördlich von Herat, dem wichtigen afghanischen Schlüsselpunkt im Nordwesten, bei Kuschk, der befestigten Kopfstation einer Bahnlinie, die bei Merw von der transkaspischen Bahn Krasnowodsk—Samarkand—Andidschan abzweigt. Diese Bahn ist 1905 über Taschkent—Orenburg mit der großen transsibirischen Bahn verbunden worden; eine zweite Verbindung mit der sibirischen Linie über Semipalatinsk steht in Aussicht. Im Osten, auf dem Pamir und Hindukusch, reicht die russische Stellung bis zum rechten Ufer des Pändsch; am Amu Darja befinden sich befestigte Konzentrationspunkte. Im Kriegsfall ist Rußland nunmehr, seit dem Ausbau der Orenburger Bahn, in der Lage, gewaltige militärische Kräfte mit Blitzesschnelle an der Nordgrenze Afghanistans zu entfalten und sie auf die Dauer zu ernähren.

England war all diesen offensiven Fortschritten

gegenüber letzten Endes immer in der Verteidigung befindlich; aber um diese Verteidigung wirksam zu gestalten, mußte es seit der Mitte der 70er Jahre selbst wieder eine Expansionspolitik treiben. Das Fürstentum Belutschistan wurde unter britisches Protektorat gestellt, Quetta mit dem umliegenden Gebiet als Britisch-Belutschistan annektiert und eine strategische, von der Indusbahn abzweigende Schienenstrecke Jacobabad—Pischin mit einer Parallellinie über Quetta gebaut. Mit dieser Angliederung Belutschistans ist ein neues großes Bollwerk an der Nordwestgrenze gewonnen, und speziell die Position des stark befestigten Quetta, das auch der ozeanischen Verbindung mit dem Mutterland verhältnismäßig naheliegt, bildet den Kernpunkt des ganzen Verteidigungssystems. Dieses ist auf ein Offensivverfahren großen Stiles gegründet und hat Quetta als die Basis der indischen Hauptarmee ausersehen, die zum Vorstoß gegen einen von Norden auf Kandahar—Kabul vorrückenden Gegner bestimmt ist. In Verbindung mit den Engländern würde hier auch die afghanische Armee, von der man sich sonst natürlich nicht allzuviel versprechen darf, erhöhte Bedeutung gewinnen. Bei New-Tschaman, der Kopfstation des nun bis zur afghanischen Grenze verlängerten Schienenstranges, liegt das Baumaterial für die im Kriegsfall nötige rasche Fortführung der Bahn auf Kandahar. England steht also hier genau so zum Sprung bereit wie die Russen bei Kuschk.

Auch der Strecke längs der Ostgrenze Afghanistans mit ihren wichtigen Gebirgspässen ist natürlich eine bedeutende Rolle für den Kriegsfall zugedacht. Dieser rechte Flügel wird zwar immer eine untergeordnete strategische Bedeutung gegenüber dem linken von Quetta besitzen. Bis vor kurzem war hier nur eine von vornherein hinhaltende Verteidigung und ein eventuelles stufenweises Zurückfallen der Kräfte bis zum Indus und Rawalpindi geplant. Ob die verschiedenen unter dem Armeeoberbefehl Lord Kitcheners in den letzten Jahren unternommenen Bahnbauten[1] den Schluß zulassen, daß man nunmehr auch hier bei Beginn des Krieges ein Vorgehen, und zwar auf Kabul, anstrebt, vermag ich nicht zu entscheiden. Die Paßstraßen, auf denen sich auch der ganze Handelsverkehr mit Afghanistan abspielt, werden wie die rückwärtigen Verbindungen Quettas von den einheimischen Stämmen unter dem Kommando englischer Offiziere gesichert.

Ein Vorrücken stärkerer russischer Kräfte weiter im Norden, über den Pamir, kommt natürlich am wenigsten in Betracht. Gleichwohl machten es die Verhältnisse der letzten Jahrzehnte den Engländern zur Pflicht, sich auch hier festzusetzen, ehe es zu spät wäre. So wurden die Landschaften Ghilgit und Tschitral im Norden besetzt; und nur mehr ein ganz schmaler Streifen afghanischen Gebietes

[1] Es scheinen großenteils nur schmalspurige Linien zu sein.

trennt hier, auf dem „Dach der Welt", die russische von der indobritischen Grenze.

Die südlicher gelegenen Grenzstrecken wurden unter dem Namen „Nordwestliche Grenzprovinz" vom Pandschab losgelöst und verselbständigt: eine Maßregel, die der militärischen Administration dieser Gebiete zugut kommt. Die ganze, vordem noch nach alten Traditionen weithin über Indien verteilte Armee wurde von Kitchener unter dem Gesichtspunkt der Verteidigung der Nordwestgrenze neu organisiert, in einem Nord- und Südkommando[1] — zusammen 233000 Mann britischer und eingeborener Truppen — zusammengefaßt, in kriegsmäßige Verbände gegliedert und mit Reserveformationen versehen, während die jüngste Armeereform im Mutterland die weitere dringend nötige Unterstützung aus England im Kriegsfall gewährleisten soll.

Während dieser ganzen Entwicklung hatten sich Torys und Whigs, Imperialismus und Liberalismus, die sich gegenseitig in häufigem Wechsel der heimischen Regierung ablösten, vielfach befehdet. Der Liberalismus war jedem Vorrücken der Grenzen abgeneigt; denn er glaubte nicht in dem Maße wie

[1] Die von Kitchener zuerst unternommene Dreiteilung in ein Nord-, West- und Ostkommando mit einer besonderen, dem Armee-Oberbefehlshaber direkt unterstellten Division in Birma, die noch der Imperial Gazetteer of India, vol. IV., 1907 (S. 359) aufweist, ist nach dem Mil.-Wochenblatt 1907, I. Bd., S. 1674 f. aufgegeben worden.

die Gegenpartei an die russische Gefahr; er schenkte der immer wieder gegebenen und immer wieder gebrochenen Zusicherung Rußlands, daß nun die äußerste Grenze seines Vorrückens erreicht sei, immer neues Vertrauen. Der Imperialismus war dagegen im vollen Bewußtsein der wachsenden Außengefahr überzeugt, daß ihr gegenüber nicht nur die strategische Verteidigungslinie jenseits des Indus gesucht werden müsse, sondern daß auch die noch bestehenden mittelasiatischen Reiche nach Möglichkeit als Pufferstaaten unter englischer Aufsicht zu verwenden und deshalb zu stärken seien. Der Imperialismus übernahm die Führung in der Außenpolitik, der Liberalismus hinkte nach; aber er sah sich natürlich beim jeweiligen Antritt der politischen Erbschaft der Gegenpartei auch gezwungen, zum Teil deren Gedankengänge zu akzeptieren; denn die Wiederaufgabe eines einmal gewonnenen Besitzes war unmöglich.

Lange Zeit begnügte man sich freilich im wesentlichen mit Afghanistan als großer Barriere gegen den russischen Vormarsch. Unter dem mächtigen Aufschwung des Imperialismus aber, der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einsetzt, bei der immer näher rückenden russischen Gefahr und der gleichzeitig wachsenden Erkenntnis von der Unzulänglichkeit der englischen Landtruppenmacht nahm die indische Landgrenzenpolitik nach der eben angedeuteten Richtung immer riesigere Dimensionen an. Heute wird diese Landgrenze im weitesten Sinn durch den

gewaltigen Kreisbogen von Arabien bis Siam bezeichnet. Das ehemalige Inselreich England ist zur asiatischen Kontinentalmacht geworden. Es besitzt nach dem bekannten Ausspruch des letzten Vizekönigs von Indien, Lord Curzon, jenseits der Gebirgswälle, die Indien auf seiner Landseite schützen, ein Glacis von verschiedener Breite und Ausdehnung, das es zwar nicht selbst zu okkupieren braucht, das jedoch in der Hand von Verbündeten und Freunden bleiben und gegen jedes Heranschleichen des Gegners geschützt werden muß.

So trat in den letzten Jahrzehnten neben Afghanistan Persien mehr und mehr in den Vordergrund der indischen Außenpolitik. Hier aber hatte der englische Liberalismus Unterlassungssünden begangen, die der Imperialismus nicht mehr im vollen Maße gut zu machen vermochte. Der ganze Norden des in rapidem Verfall begriffenen Reiches ist seit langem unter den politischen und kommerziellen Einfluß Rußlands geraten; dieses Übergewicht wurde mit der Fertigstellung der transkaspischen Bahn noch wesentlich verstärkt. Die Fesselung der politischen und militärischen Kräfte Englands im südafrikanischen Krieg nützte Rußland mit großem Geschick zur Erzielung weiterer Vorteile aus: ein 1900 mit der russischen Banque d'Escompte de Perse abgeschlossener Anleihevertrag hat die persische Regierung in volle finanzielle Abhängigkeit von Rußland gebracht und

die Verpfändung der meisten persischen Zolleinnahmen an Rußland nach sich gezogen. England mußte dieses Wachstum der russischen Macht auf persischem Boden um so mißgünstiger betrachten, als sich der gefürchtete Rivale damit die Basis für eine Flankierung, möglicherweise auch für eine vollständige Umgehung Afghanistans und für ein Vorrücken mittelst Schienenweges zum Persischen Golf zu schaffen schien. Es strebte daher in neuester Zeit um so mehr danach, der russischen Interessensphäre im Norden eine eigene im Süden entgegenzusetzen und diesen Süden sowohl von Belutschistan wie vom Persischen Golf her mit seiner Wirtschaftspolitik „friedlich zu durchdringen", wie das moderne, vieldeutige Schlagwort lautet.

Ende 1903, als sich Rußlands Aufmerksamkeit mehr und mehr der Verwicklung mit Japan im fernen Osten zuwandte, trat Curzon seine bekannte Rundreise im Persischen Golf an. Es war eine Demonstration zugunsten der britischen Ansprüche auf diese Gewässer, die England längst kommerziell und mehr noch politisch und strategisch als seine Domäne betrachtet: ich erinnere an den gegenwärtigen Zwischenfall wegen der Oxydminen einer deutschen Firma auf der Insel Abu Musa, die, wie es scheint, 1905 unter britisches Protektorat gestellt wurde, und an die Schwierigkeiten unserer Bagdadbahn. „Wir waren hier", sagte der Vizekönig in seiner Ansprache an die Häuptlinge der arabischen Küste, „ehe irgendeine andere Macht der modernen Zeit ihre Flagge hier zeigte.

Wir fanden Streit und Unruhen vor und wir haben Ordnung geschaffen. Das Kaiserreich Indien, das wir pflichtgemäß zu verteidigen haben, liegt fast vor euren Toren. Der Friede dieser Gewässer muß fernerhin aufrechterhalten werden; eure Unabhängigkeit wird fortbestehen, und der Einfluß der britischen Regierung muß die Oberhand behalten." Dann besuchte er unter anderem Buschehr am persischen Ufer. Wieder konnte er hier an mehr als hundertjährige Traditionen erinnern, an die Gründung der ersten dortigen Faktorei durch die Ostindische Kompanie 1763, an die Einsetzung des ersten politischen Agenten 1812. Mit berechtigtem Stolz wies er auf die Entwicklung des englischen Handels in diesen letzten 140 Jahren hin: während 1763 jährlich ein Schiff von Indien für die Handelsbedürfnisse genügte, legten 1902 136 Dampfer im Hafen von Buschehr an, und nur drei davon waren nicht-englisch. Buschehr ist das Zentrum des britischen Einflusses im Persischen Golf und zugleich einer der wichtigsten Punkte für den Einfluß in Persien; denn von hier führt die Hauptkarawanenstraße, die bedeutendsten Städte berührend, bis zur Hauptstadt Teheran. Eine andere und kürzere Verbindung mit dem Innern hat sich England schon seit Ende der 80er Jahre durch seine Schiffahrt auf dem Karun eröffnet, die indessen infolge von mancherlei ihr in den Weg geworfenen Hindernissen bisher zu keiner rechten Blüte kommen konnte. Immerhin ist auch die politische

Bedeutung des Vordringens an dieser Stelle nicht gering anzuschlagen; denn diese Handelsroute führt in das Gebiet der Bachtijaris und anderer Bergstämme, die den unabhängigsten und kriegerischsten Teil der persischen Bevölkerung bilden und den britischen Einfluß stets als ein Gegengewicht gegen die unter russischem Antrieb erstrebte Zentralisation der persischen Verwaltung betrachtet haben.

Vor kurzem hat England sodann durch den Bau der Bahn Quetta—Nuschki und der Karawanenstraße Nuschki—Kerman die wirtschaftliche Erschließung Persiens von Südosten her begonnen. Es hat ferner, wenn auch wieder erst nach Überwindung großer durch Rußland hervorgerufener Schwierigkeiten, die zwischen Afghanistan und Persien gelegene und von diesen beiden Reichen umstrittene Landschaft Seïstan durch eine 1905 vollzogene Grenzabsteckung für sich selbst gesichert und mit all diesen Maßnahmen auch strategisch nach der persischen Seite Front gemacht, für den Fall, daß Rußland von Nordpersien aus gegen Indien vordringen wollte.

Und auch in diesem Norden selbst versuchte England, finanziell auf die von ihm eingerichteten Institute der Kaiserlichen Bank von Persien und der neuen indo-europäischen Telegraphenlinie gestützt, den Kampf gegen Rußland aufzunehmen, indem es die konstitutionelle Bewegung begünstigte, die dem Schah die parlamentarische Verfassung abtrotzte. Dessenungeachtet blieb Rußlands Übergewicht hier in jeder

Beziehung unerschüttert, und der russisch-persische Handel beträgt heute jährlich über 150 Millionen Franken, während der englische auf 50 Millionen gesunken ist.

Begeben wir uns nun noch für einen Augenblick an die nordöstliche Grenze Indiens. Jenseits des Gürtels größerer und kleinerer Himalajastaaten, Kaschmir, Nepal, Sikkim, Bhotan, die sich alle in einem mannigfach abgestuften Abhängigkeits- und Schutzverhältnis zu England befinden, liegt Tibet. Obwohl England schon 1774 seine erste diplomatische Mission dorthin entsandt hatte, blieb es bis heute das abgeschlossenste Land der Welt. Der fanatische Priesterstaat begann aber zum gefährlichen Machtfaktor zu werden, als Rußland einen burätischen Agenten in Lhassa stationierte und 1900 eine tibetanische Gesandtschaft beim Zaren eintraf. Auch diesen Bestrebungen hat jedoch England, wie noch allgemein erinnerlich, ein Ende bereitet: wieder in dem Augenblick, als sich die Spannung zwischen Rußland und Japan verschärfte, entsandte Curzon unter Macdonald und Younghusband eine Expedition nach Tibet. Die Imperialisten hatten auf dieselbe, abgesehen von der Verdrängung des russischen Einflusses, noch andere weitgehende Hoffnungen gesetzt: man erkannte, daß bei dem Erwachen des fernen Ostens der Buddhismus eine große Rolle spielen und jede derartige religiöse Neubelebung in Lhassa ihren Ursprung haben müsse; wenn also Eng-

land die Kontrolle über Tibet in die Hand bekäme, schien ihm auch ein dauernder Einfluß auf China gesichert. Ferner sollte der bis dahin auf dem Landwege vernachlässigte Handel mit China durch solches Vorgehen eine Stärkung erfahren; Tibet selbst, das Land unendlicher Woll- und Boraxmengen und anderseits der natürliche Abnehmer für die indischen Theepflanzungen von Darjiling und Assam, sollte dem Handelsaustausch mit Indien erschlossen werden und endlich das Tschumbital, das Sikkim von Bhotan trennt, in britischen Besitz kommen, um die einzige Lücke an der Nordostgrenze zu schließen und England für alle Zukunft den Zutritt nach Tibet zu sichern. Im Abkommen von Lhassa erzwang denn auch England die Eröffnung dreier tibetanischer Märkte, die Zahlung einer hohen Kriegsentschädigung, die Besetzung des Tschumbitales bis zur Erfüllung dieser Vertragspunkte. Auch verpflichtete sich Tibet, kein Gebiet an eine fremde Macht ohne englische Zustimmung abzutreten, keiner den Bahn-, Telegraphen- und Bergbau zu erlauben und England ein Vorrecht in dieser Beziehung zu wahren. So kraftvoll und zielbewußt ging das imperialistische England, der Fehler seiner liberalen Ära im Nordwesten eingedenk, im äußersten Nordosten zu Werk. Denn niemand konnte damals schon wissen, wie sich die Zukunft Rußlands in China, dem Suzerän und Nachbarstaate Tibets, gestalten werde.

Dort aber, im fernen Osten, hat England noch

ein ganz anderes Mittel ergriffen, um Rußlands Übermacht zu brechen. Es steht im engen Zusammenhang mit seiner indischen Außenpolitik, aber auch mit jener allgemeinen Politik, die England schon im 16. Jahrhundert virtuos zu handhaben wußte, um sich mit fremden Kräften den eigenen Gegner vom Leib zu halten. 1890 hatte der liberale Imperialist Sir Charles Dilke in seinem berühmten Buche „Problems of Greater Britain" einer englisch-chinesischen Allianz das Wort geredet: Wenn China Rußland am Stillen Ozean angriffe, ehe dieses seine transsibirischen Verbindungen fertiggestellt hätte, so wäre dies das wirksamste Mittel, ein russisches Vorrücken gegen Indien zu paralysieren. Und selbst nach jenem Zeitpunkt würde eine solche Allianz gegenüber einer englisch-persischen oder einer englisch-afghanischen den Vorzug verdienen. Während nämlich Persien sofort dem Angreifer zu Füßen läge, Afghanistan nach einem ersten kriegerischen Zusammenstoß auf seine Seite träte, würden die Chinesen den Kampf mit Rußland bis zu Ende führen. Es ist heute von hohem Interesse, sich dieser Worte zu erinnern. Denn England hat diese Ratschläge befolgt, mit der einen Modifikation, daß Japan, das erst in den 90ern mächtig aufstrebte und China niederwarf, an Stelle Chinas getreten ist. Der Abschluß des englisch-japanischen Bündnisses Anfang 1902 hat Japan zum Krieg gegen Rußland gestärkt und vorwärtsgetrieben. Und wenige

Wochen nach seinem zwei Jahre später erfolgten Ausbruch kam ein englisch-französisches Abkommen zustande, das vielleicht mittelst einer geheimen Bestimmung Frankreich, den Verbündeten Rußlands, vom Eingreifen in den ostasiatischen Krieg zurückhielt und damit auch England von einer dementsprechenden Verpflichtung gegenüber Japan befreite, da seine Hilfe nur gegen einen doppelten Feind im Felde zugesagt war. Gleichzeitig erzielte England durch diese Entente eine Stärkung seiner indischen Flankenstellungen: in Ägypten, wo Frankreich gegen den Eintausch des Danaergeschenks Marokko seine alten Aspirationen endgültig aufgab, und an der siamesischen Grenze.

Den vollen Zusammenbruch Rußlands im fernen Osten hat aber England sicherlich nicht erwartet und auch wohl kaum erstrebt. Das Gegengift war von zu starker Wirkung. Natürlich kann sich Rußland infolge der kriegerischen Niederlage und der sich anschließenden furchtbaren Konvulsionen im Innern noch auf längere Zeit zu keiner starken Außenhandlung aufraffen. Aber seine Stellung in Mittelasien ist militärisch unerschüttert geblieben; es hat noch während des Krieges, wie ich schon hervorhob, die dortige strategische Lage durch den Bau der Linie Orenburg—Taschkent sogar in einschneidender Weise zu seinen Gunsten gewandelt, und es vermag auf die Dauer der eisfreien Häfen nicht zu entbehren. Sollte es sich, im Osten energisch zurückgeworfen, nun

nicht um so mehr auf eine künftige Wiederaufnahme seiner Vormarschrichtung in Mittelasien verwiesen sehen?

Dieser Situation gegenüber hat England noch 1905 ein neues vorbeugendes Mittel ergriffen: es hat sein nur auf 5 Jahre geschlossenes Bündnis mit Japan auf weitere 10 Jahre erneuert und seine Wirkung auf ganz Asien ausgedehnt: für den Fall eines Angriffs auf ihren beiderseitigen Besitz oder ihre Interessensphären verpflichten sich die Kontrahenten zu gegenseitiger Hilfeleistung.

Nun aber ist einem großen Teil des englischen Volkes, zumal den Liberalen, diese japanische Bundesgenossenschaft nicht ganz geheuer. Denn der Krieg im fernen Osten hatte noch eine andere Wirkung: ein urplötzlich eingetretenes Übergewicht Japans am Stillen Ozean und weiterhin eine Steigerung des Selbstgefühls aller asiatischen Völker, auch der indischen. Auch erwogen wohl die Liberalen, daß das alte, absolutistische Rußland in seiner gegenwärtigen Hilflosigkeit die Bedingungen annehmen müsse, die ihm England für Asien vorschriebe, und daß sich ein zu erhoffendes neues, konstitutionelles Rußland an eine Abmachung mit England in ganz anderer Weise gebunden fühlen werde, da ihm seiner ganzen Natur nach der alte Eroberungsgedanke fernläge. Als die Liberalen nach der letzten 10jährigen Periode des Imperialismus Ende 1905 wieder zur Regierung kamen, nahmen sie daher sofort das Ziel eines fried-

lichen Ausgleichs mit Rußland in Angriff. Aber schon die lange Zeitdauer, die bis zu seiner durch Frankreich vermittelten Vollendung im August 1907 verstrich, läßt auf ein vorhergegangenes hartnäckiges Ringen der Diplomatie um die einzelnen Positionen schließen.

Was ist der Inhalt dieses Abkommens? Es erstreckt sich auf Persien, Afghanistan und Tibet. In Persien wird eine russische und eine englische Einflußsphäre anerkannt. Die erstere umfaßt den ganzen Norden bis zu den im Herzen des Landes gelegenen Städten Jesd und Ispahan und wird durch einen Radius bestimmt, der etwa in der Mitte des Kaspischen Meeres sein Zentrum hat. Die englische Sphäre ist weit bescheidener: sie liegt im Südosten und erstreckt sich bis zu einer Linie, welche durch die afghanische Grenze südwestlich Herat und Bendarabbas an der Meerenge von Ormus bestimmt wird. Der übrigbleibende dritte Streifen in der Mitte ist dem freien Spiel der beiderseitigen Kräfte überlassen. Nur in einem dem Abkommen vorausgehenden Notenaustausch hat Rußland die besonderen britischen Interessen im Persischen Golf zugestanden. Die Finanzkontrolle wird von beiden Großmächten ausgeübt, aber Rußland behält, wie schon bisher, auch hier das Übergewicht.

Afghanistan wird dagegen von Rußland als außerhalb seiner Einflußsphäre liegend erklärt; der politische Verkehr mit Kabul soll durch die Vermitt-

lung Englands geschehen; kein russischer Agent darf nach Afghanistan entsandt werden. England verspricht dafür, sich auch weiterhin nicht in die inneren Angelegenheiten dieses Landes einzumischen, freilich mit dem Vorbehalt, daß auch der Emir seinen vertragsmäßigen Verpflichtungen nachkommt. Der russische Handel genießt jedoch volle Gleichberechtigung mit dem englischen.

Bezüglich Tibets erkennen beide Mächte die Suzeränitätsrechte Chinas an. Demgemäß werden beide die territoriale Unverletzlichkeit Tibets respektieren und nur durch chinesische Vermittlung mit Tibet verhandeln. Beide verpflichten sich ferner, keinen Vertreter nach Lhassa zu senden und keine Bahn-, Straßen-, Telegraphen- oder Bergbaukonzessionen in Tibet nachzusuchen. Die buddhistischen Untertanen beider Mächte dürfen indes ausschließlich religiöse Beziehungen mit dem Dalai Lama und den übrigen Repräsentanten des Buddhismus in Tibet unterhalten. England bleibt das durch seine Verträge mit Tibet und China errungene Vorrecht direkten Handelsverkehrs mit Tibet gewahrt; auch bleibt das Tschumbital jedenfalls so lange besetzt, bis die Kriegsentschädigung von Tibet abgezahlt und ein geregelter Handelsverkehr in Gang gebracht ist.

Die Bedeutung dieses ganzen Abkommens liegt ziemlich klar zutage: die liberale Regierung fußt auf den Errungenschaften ihrer imperialistischen Vorgängerin, aber sie treibt keinen Wucher mit den er-

erbten Pfunden, sondern versichert bloß ihr Eigentum gegen Einbruch. Sie zieht die praktischen Konsequenzen aus dem Umstand, daß sich England nur in der Verteidigung befindet, und hält daher im großen und ganzen den status quo aufrecht. Tibet bleibt in politischer Hinsicht so hermetisch verschlossen, wie es vor der Annäherung Rußlands der Fall war. Ganz deutlich spricht sich darin die Doppelwirkung des russisch-japanischen Krieges aus: der russisch-englische Antagonismus, der einen Augenblick auch hierher herüberspielte, ist durch Rußlands Niederlage hier wieder verschwunden, und die vorher von beiden Mächten sehr geringschätzig behandelte chinesische Oberherrschaft kommt hier wieder zu Ehren. In Afghanistan ist dagegen das englische Schutzverhältnis nun in aller Form anerkannt; es bleibt der eigentliche Pufferstaat, aber unter englischer Kontrolle. Persien endlich verliert seinen, freilich auch bisher nur noch äußerlich aufrechterhaltenen Charakter als Pufferstaat fast völlig, indem es trotz aller offiziellen Zusicherungen seiner Integrität tatsächlich aufgeteilt wird. Um diese persische Beute wird der eigentliche diplomatische Kampf geführt worden sein, und England hat sich nicht im ganzen Süden durchzusetzen gewußt. Man vermag natürlich in dieser Beziehung noch keinen Einblick in die Geheimnisse der Kabinette zu tun. Immerhin zeigt die Abmachung deutlich, daß für England die strategischen Erwägungen der Sicherung Indiens voranstanden: die Abgrenzung

seines auch Seïstan in sich schließenden Interessengebietes entspricht genau den schon 1903 von Valentine Chirol in seinem Buch „The Middle Eastern Question“ gemachten Vorschlägen, die er als das Minimum der englischen Forderungen bezeichnet. Und weiterhin geht aus der Abkunft hervor, daß der politisch-wirtschaftliche Einfluß Englands im Süden und Südwesten in der Tat noch keine bedeutenden Ergebnisse aufzuweisen hat. Es wird sich wahrscheinlich Hoffnung machen, Rußland in dem noch nicht aufgeteilten Mittelgebiet wenigstens in Zukunft zu überflügeln, obwohl russische Konsuln und Agenten schon seit einer Reihe von Jahren auch im persischen Südwesten in Tätigkeit getreten sind. Und wer wollte es im Bedarfsfall an einer Diversion im Persischen Golf und einer dortigen Truppenlandung verhindern, wie sie im Lauf des 19. Jahrhunderts gegen Persien wiederholt zur Ausführung gekommen ist?

Im übrigen hat man den Eindruck, daß hier in Persien ein Ventil für die überflüssigen Dämpfe geöffnet worden ist. Vielleicht hegt die gegenwärtige Regierung Englands sogar die Erwartung, daß sich aus der dortigen gemeinsamen Tätigkeit und der hier zunehmenden geographischen Annäherung noch eine engere politische Annäherung der beiden Großmächte ergeben könnte. Anderseits kann sich freilich gerade hier ein neuer Konflikt entspinnen, und die soeben aus Teheran eingelaufenen Meldungen, die

von dem durch die russische Hofpartei unterstützten Versuch eines Staatsstreichs gegen das Parlament sprechen, zeigen die Schwierigkeiten der Situation deutlich genug.

Damit berühren wir die Frage, ob sich wohl das ganze Abkommen als dauerhaft erweisen und der bisherige große Gegensatz der beiden Mächte nun endgültig beseitigt sein wird. Mir liegt es natürlich fern, hierüber abschließend urteilen zu wollen. Aber die Vergangenheit — und auf sie allein kann der Historiker hindeuten — mit ihren so freigebigen russischen Versicherungen, die doch ebensooft gebrochen wurden, mit der mehr als 300jährigen Geschichte des russischen Vormarsches und der anscheinend zwingenden Notwendigkeit desselben: sie läßt weit eher darauf schließen, daß auch mit der gegenwärtigen Konvention nur ein vorübergehendes Nachlassen der Spannung, ein Moment des Atemholens eingetreten ist. Und gerade ein innerlich im freiheitlichen Sinn neubegründetes Rußland wird nach einer vollen Erschließung seiner ungeheuren sibirischen Hilfsquellen vielleicht um so wuchtiger nach den offenen Meeren im Süden drängen.

Natürlich wird das Abkommen, selbst wenn wirklich, wie versichert wird, keine Geheimklausel besteht, seine indirekte Wirkung sowohl auf den fernen Osten wie auf den Westen äußern. Die sogenannte „Middle Eastern Question“ läßt sich überhaupt nur mehr im Zusammenhang der ganzen asiatischen Frage

denken. Japan erscheint durch die neue Abmachung als englischer Verbündeter gegen Rußland entbehrlicher geworden. Im Westen wird England in seiner gesamteuropäischen Politik, Rußland gegen die Türkei freiere Hand bekommen. Aber von einer gänzlichen Ablenkung Rußlands auf den nahen Orient und vollends von einer Aufteilung der Türkei braucht deswegen noch lange nicht die Rede zu sein. Rußland vermag sich wahrscheinlich die Durchfahrt durch die bisher für seine Kriegsschiffe formell immer noch gesperrten Dardanellen zu erzwingen. Aber damit wäre noch nicht allzuviel erreicht: Rußland befände sich dann doch wieder nur in einem völlig von England kontrollierten Binnenmeer. Die Balkanstaaten fühlen sich heute zum Teil selbst als die Erben der Türkei. Und wenn England die Türkei tatsächlich an Rußland ausliefern wollte, so hätten nicht nur Österreich und Deutschland, sondern auch die Mohammedaner Indiens ein Wort mitzusprechen. England würde nämlich in diesem Fall starke Gefahr laufen, sich die Ergebenheit und Treue jener Mohammedaner zu verscherzen, die im Khalifen zu Konstantinopel ihr geistliches Oberhaupt verehren.

Doch damit sind wir bereits bei der Betrachtung des innern Problems im heutigen Britisch-Indien angelangt. Mehr oder minder scharfen Kritiken gegenüber, die sich bei den Radikalen wie im oppositionellen Lager und nicht zum wenigsten in Indien selbst gegen den Vertrag regen wollen,

kann die liberale Regierung darauf verweisen, daß sie den Alpdruck der wirklichen oder der vermeintlichen Invasionsgefahr mindestens auf längere Zeit beseitigt und England vor allem die Freiheit verschafft hat, sich der Lösung jenes inneren Problems in Indien zu widmen. Denn in dem Augenblick, als die äußere Spannung nachließ, hatte die Spannung im Innern einen ganz bedenklich hohen Grad erreicht.

Ehe wir aber die Gefahren im Innern betrachten, wollen wir einen raschen Blick auf die Fundamente der englischen Herrschaft in Indien werfen, die mit 1200 englischen Beamten und 77000 Mann englischer Truppen über eine Bevölkerung von etwa 300 Millionen ausgeübt wird. Nebst den gewaltigen materiellen Hilfsmitteln ist das eine Fundament eben diese englische Armee selbst, die heute unter Kitchener zu einer bewunderungswürdigen Schlagfertigkeit ausgebildet ist. Wir haben sie bereits ins Auge gefaßt. Gerade gegenwärtig hat man in konservativen Kreisen vielfach den alten Grundsatz aufs neue ausgesprochen: was wir durch das Schwert gewonnen haben, das müssen wir auch mit dem Schwert bewahren. Wenn wir von der politisch-reaktionären Tendenz dieses Wortes absehen, so hat dasselbe seine gute Berechtigung: die Armee, das Eisenbahn- und Telegraphennetz des modernen Indiens und die rasche Verbindung mit dem Mutterland durch den Suezkanal werden die Wiederholung

der Ereignisse von 1857 wohl unmöglich machen, an die sich England und Indien eben jetzt, nach 50 Jahren und angesichts der neuen Gärungserscheinungen, in besonders eindrucksvoller Weise erinnert fühlen.

Die zweite Grundlage bildet für England die Freundschaft der indischen Herrscher. Neben dem eigentlichen Britisch-Indien bestehen nämlich unter englischer Kontrolle noch fast 700 Eingeborenenstaaten mit 65 Millionen Einwohnern und einem Gebiet, das zusammen genommen dreimal so groß ist wie das Deutsche Reich. Diese Staaten sind freilich an Umfang, Alter und Bedeutung sehr verschieden: der Nizam von Haidarabad beherrscht ein Gebiet von 83000 engl. Quadratmeilen und hat das Recht eigener Münze, Besteuerung und Kriminalgerichtsbarkeit; daneben finden sich Schattenherrscher, die ein paar armselige Dörfer ihr eigen nennen. Die meisten dieser Staaten sind künstliche Gebilde aus dem 18. Jahrhundert, die damals von kühnen Mahrattenhäuptlingen aus Stücken des zerfallenden Mogulreiches zusammengeschweißt wurden; andere wieder haben Dynastien, die auf Jahrtausende zurückblicken und die Herrscherfamilien Europas als Emporkömmlinge von gestern betrachten. Aber auch die stolzesten dieser Fürsten — und aus der glänzenden Reihe ihrer Porträts in Osborne-House auf Wight tritt dem Beschauer eine Fülle männlicher Schönheit und königlichen Selbstbewußtseins ent-

gegen — beugen sich willig der englischen Obergewalt. Viele verdanken ihr die Wiedereinsetzung nach dem Sturz durch einen inneren Feind. Und mindestens durch politische Erwägungen werden sie alle bei England gehalten; denn eine russische Invasion ist ihnen wie den indischen Völkern in ihrer Gesamtheit verhaßt; jede Vertreibung der Engländer würde nur die früheren Zeiten der Selbstzerfleischung Indiens erneuern. So wählen diese Fürsten, hilflos wie sie sind, mit häufig nur geringem und zerstückeltem Besitz, ohne irgendeine nennenswerte militärische Macht, unter allen Übeln das kleinste, indem sie sich auf die britische Seite stellen, und ernten obendrein Anerkennung und Auszeichnung ob ihrer loyalen Gesinnung. England aber ist auch noch in anderer Weise bestrebt, die Fürstenfamilien an sich zu ketten: deren Söhne erhalten in den eigens für sie errichteten Chiefs Colleges ihre allgemeine, in dem Imperial Cadet Corps ihre militärische Ausbildung, und denjenigen jugendlichen Fürsten, die sich nicht in solchen Anstalten befinden, werden englische Hofmeister und Vormünder bestellt.

Ein weiteres Hilfsmittel, das den Engländern die Herrschaft erleichtert, ist die Vielseitigkeit und Verschiedenartigkeit der Verhältnisse überhaupt: Indien ist ein Kontinent, etwa so groß wie Europa westlich der Weichsel, Bombay und Kalkutta sind ungefähr so weit wie Paris und Konstantinopel voneinander entfernt, und zwischen einem Pathan der

Nordwestgrenze und einem Tamil von Madras besteht ein größerer Unterschied als etwa zwischen einem Norweger und einem Magyaren. 70 Sprachen werden gesprochen; 12 Religionen gehören diese Massen an, die ein Fünftel der Menschheit ausmachen. Und ein besonders starker Gegensatz waltet bekanntlich zwischen Mohammedanern und Hindus ob, den England bis vor kurzer Zeit, dem Grundsatz „divide et impera" getreu, nicht ungern fortbestehen ließ. Oft genug ist er schon, zumal bei Gelegenheit religiöser Zeremonien, in wilden Tumulten zutage getreten. Doch muß in dieser Beziehung eine bedeutende Einschränkung gemacht werden: nur die Aristokratie der indischen Mohammedaner, etwa 5 Millionen, ist strenggläubig, ja zum Teil fanatisch dem Islam und panislamitischen Tendenzen ergeben und daher jeder Vermischung mit dem Hindutum abgeneigt, während die übrigen 57½ Millionen gesellschaftlich, politisch und auch religiös eine gewisse Hinduisierung aufweisen. Und auch von einer langsamen Wandlung im Verhältnis der oberen Klasse zu den Hindus werden wir später vernehmen.

Heute gibt es aber noch eine stärkere Basis für die Macht Englands in Indien als alle die bisher erwähnten: das Verantwortlichkeitsgefühl, die Überzeugung von der Größe und der Heiligkeit des Amtes, das ihm dort anvertraut ist. Man stelle sich die englischen Schulknaben etwa in Eton vor, wenn ihnen der Lehrer von Rom und zugleich von jenem Kaiser-

reich in Asien berichtet, volkreicher, staunenswerter, segensvoller als das römische: wie diesen Jungen das Herz klopft bei dem Gedanken, daß vielleicht der eine oder andre aus ihrer eignen Mitte einmal das 5jährige Prokonsulat über diese größte Provinz des britischen Imperiums antreten werde. So ist es Lord Curzon ergangen, wie er selbst seinen alten Schulkameraden beim Abschiedsfest erzählte, ehe er nach Indien aufbrach. Dann sprach er von dem Unterschied in der Auffassung dieses Herrscheramtes zwischen einst und jetzt: von den Tagen der ostindischen Kompanie, als Indien nur eine kaufmännische Anlage darstellte, deren Dividenden in die Taschen der heimischen Aktionäre flossen, als märchenhafte Reichtümer in skrupelloser Weise aufgehäuft wurden und die Stellenbesetzung nur eine Sache der Protektion und der jeweiligen Parteilage der Whigs und Torys war. „Heute ist es anders", fuhr er fort; „ich behaupte nicht, daß Indien den Gefahren des Parteiwechsels schon ganz enthoben, daß unsere Verwaltung makellos sei. Aber ich sage, daß sie heute von einem Geist der Pflicht beseelt und getragen ist, daß wir heute viel an die Wohlfahrt Indiens und nur wenig an seine Schätze denken, daß wir unser Bestes tun, durch Gerechtigkeit zu behalten, was wir mit dem Schwert gewonnen haben, daß am Ende des 19. Jahrhunderts die britische Macht durch ein christliches Ideal aufrechterhalten wird." Dann stellte er es als die ersten Pflichten eines Vizekönigs hin, die

Gefühle und Vorurteile all dieser Söhne fremder Rassen und fremder Religionen zu schonen, ihnen respektvolle Achtung entgegenzubringen und das trotz aller bisherigen Kulturfortschritte materiell und geistig immer noch schlecht genug ausgestattete Indien von Stufe zu Stufe weiter emporzuheben. Ganz in letzter Linie erwähnte er die Aufgabe der Sicherstellung des gewaltigen Besitzes vor äußerem Angriff und innerer Erschütterung.

Das eine oder andere allzu auffallend mit den wirklichen Verhältnissen kontrastierende Wort mag man Curzons Temperament und dem Überschwang der Stunde zugute halten, und wir selbst werden im Lauf unserer weiteren Betrachtung noch erkennen, daß diese Anschauungen noch keineswegs von allen Kreisen des englischen Volkes in die Tat umgesetzt sind. Aber ist es nicht bemerkenswert genug, daß auch einem Curzon, in dessen Regierung die imperialistische, nach außen gerichtete Politik ihren Höhepunkt erreichte, die innere Verwaltung und die Ideale christlicher Humanität voranstanden? Und daß er es auch wirklich ehrlich meinte, das zeigte der heute in Indien Vielgehaßte durch seine unablässige Tätigkeit im Innern: er ist der erste Vizekönig, der keine Provinz des weiten Reiches unbesucht ließ, um überall nach dem Rechten zu sehen, und auch seine Feinde müssen ihm zugestehen, daß sein Gerechtigkeitsgefühl kein Ansehen der Person kannte.

Und in diesem Zusammenhang möchte ich auf

zweierlei verweisen. Fürs erste: wer immer nur von einem „perfiden Albion" spricht, der kennt England überhaupt nicht; denn dieser Ausdruck wird nicht einmal der großartig gesunden, realen Staatskunst, der einen Seite des englischen Wesens, gerecht. Die andere aber ist der wundervolle, echt germanische Idealismus, der sich mit dem unübertrefflichen politischen Instinkt zum einzigartigen Ganzen paart. Und der Umstand, daß die beiden Elemente sich gegenseitig durchdringen, der führt uns hier in Indien zu einer zweiten Beobachtung: es ist nicht so, daß sich die Begriffe Imperialismus und Realpolitik auf der einen, Liberalismus und jener christliche Idealismus auf der andern Seite völlig decken. Wie aber in der indischen Außenpolitik der Imperialismus die Wege und Ziele weist und den Liberalismus nach sich zieht, so gab der letztere für die innere Verwaltung Indiens den Anstoß zum Fortschritt, und auch der Imperialismus hat das liberale Erbe aufgenommen. Beide, die Außen- und die Innenpolitik, sind so, zumal in den letzten Jahren, konstanter geworden.

Was hat England, besonders nachdem mit der Unterdrückung des großen Aufstandes von 1857/58 die Regierung an die Stelle der Kompanie getreten war, in kultureller Beziehung für Indien getan; was hat es an Bewässerungsanlagen, dieser Grundbedingung des indischen Ackerbaus geleistet, der heute noch 90% der ganzen Bevölkerung beschäftigt; welche Anstrengungen werden, freilich immer noch zum großen Teil

vergeblich, in der Bekämpfung der Hungersnöte und der Pest, dieser zwei furchtbaren Geißeln Indiens, gemacht! Wie ist die Grausamkeit der Sitten gemildert: noch 1817 sollen in Bengalen allein 700 Witwen beim Tod ihrer Gatten in die Flammen gesprungen sein; heute ist der furchtbare Brauch schon seit langer Zeit streng verboten, wenn auch die armen, oft schon mit 10—12 Jahren verwitweten Geschöpfe — die Zahl der Witwen beträgt ein Sechstel der gesamten weiblichen Bevölkerung — noch eine klägliche Existenz führen. Noch vor 50 Jahren war in einem Stamm der Radschputen unter 30000 Einwohnern kein einziges Mädchen zu finden, weil das Herkommen bestand, die weiblichen Neugeborenen zu töten; heute hat sich dieser Zustand wenigstens gebessert. So ließen sich noch unzählige Dinge aufzählen, die alle in der Richtung eines gewaltigen Kulturfortschritts liegen. Aber die größte und allgemeinste Wohltat wäre damit immer noch nicht genannt. Was Curzon zu den Scheichs der arabischen Küste sprach, gilt für ganz Indien: Wir fanden Streit und Unruhe und wir haben Frieden und Ordnung geschaffen. Jene allgemeinste Wohltat ist die Pax Britannica mit all ihren Segnungen, der vollkommenen persönlichen Sicherheit, der persönlichen Freiheit und der Freiheit der Presse, der weitesten religiösen Toleranz, der Gleichheit vor dem Gesetz. Wenn England all seine Geistesheroen aus der Vergangenheit verlöre, sagt Bismarck, das, was es für Indien getan, würde seinen Namen für ewig unsterblich machen.

Mehr und mehr wurden die Eingeborenen in die anglo-indische Beamtenhierarchie aufgenommen. Der ganze Provincial Service, die zweite Kategorie im Unterschied zum Civil Service, besteht heute aus Indern. Seit Jahren sprechen eingeborene Richter in Zivilsachen über Eingeborene wie Europäer Recht. In den meisten Steuer- und Katasterbureaus sitzen nur Eingeborene. An der freilich erst in ihren Anfängen befindlichen Selbstverwaltung in Stadt und Land nehmen sie teil. Etwa 3600 Inder sind auf all diesen Posten zu zählen; nur die oberste Kontrolle haben sich die Engländer mit ihren eigenen 1200 Beamten vorbehalten.

Diese Herübernahme der Inder in den Beamtendienst ist aber selbst wieder nur ermöglicht durch die wissenschaftliche Ausbildung nach westlichen Grundsätzen, in englischer Sprache, die England den Eingeborenen zuteil werden läßt. Es war der folgenreichste Entschluß, der 1835 unter Macaulays Einfluß, aber erst nach heftigen Kämpfen zwischen Orientalisten und Anglizisten gefaßt wurde. Macaulay hat seinen Antrag damit begründet, daß in indischen Sprachen kein einziges Werk existiere, das den Vergleich mit englischen aushalte, daß die einheimische medizinische Wissenschaft jeden englischen Roßarzt diskreditieren würde, daß indische Astronomie, Geschichte und Geographie nur alberne Märchen erzählten. Heute weiß man, daß er in liberaler Einseitigkeit das orientalische Altertum, dessen Geschichte

sich im Dunkel sagenhafter Vorzeit verliert und dessen Philosophie schon tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung die letzten Rätsel des Daseins zu entschleiern suchte, stark unterschätzt hat. Aber wenn man überhaupt absolute Wertmaßstäbe anlegt, so besteht kein Zweifel, daß er die Inferiorität der indischen gegenüber unserer auf antiker und christlicher Grundlage beruhenden Kultur, der eine weit größere Harmonie der Entwicklung beschieden war, im ganzen dennoch richtig erkannte.

Unendliche Widerstände sind freilich heute noch bei diesem Prozeß der Europäisierung zu überwinden, so daß er im allgemeinen äußerst langsam verläuft. Denn er trifft hier, am Ursitz echt orientalischer Denkungsweise, auf den zähesten Konservatismus der Welt: auf die Sprödigkeit eines streng religiösen und daher jede westliche Neuerung ursprünglich ablehnenden Mohammedanertums, auf die tiefste Unwissenheit der zumeist in ihrem Dorfbereich nach tausendjährigen Traditionen lebenden unteren Hinduklassen und der weiblichen Bevölkerung, eine Unwissenheit, die im Kastenwesen begründet ist. Es sind die Hindus, unter denen sich die meisten Analphabeten befinden; dafür geht aber die Bildung der mohammedanischen Massen selten über die Elementarbegriffe des Islam hinaus.

England hat bis 1858 5643 und bis 1902 104622 höhere und niedere Schulen errichtet, 1858 26000, 1901 2,6 Millionen Pfund Sterling für

Unterrichtszwecke verwendet. Die bedeutende Steigerung seiner Bemühungen innerhalb der letzten 50 Jahre ist unverkennbar. Es darf uns aber nach dem Gesagten nicht wundernehmen, wenn im ganzen dennoch nur recht minimale Ergebnisse zu verzeichnen sind: 1891 waren noch 246 Millionen erwachsener Analphabeten vorhanden; noch 1901 empfingen nicht viel mehr als 3 Millionen Knaben, das heißt nur ein Fünftel aller Knaben im Schulalter, Unterricht, von den Mädchen nur 2½ % oder 1 auf 10 Knaben; immer 3 von 4 Dörfern waren vor sechs Jahren überhaupt noch ohne Schule.

Dieser Langsamkeit des Fortschritts steht jedoch eine ganz außerordentliche Überstürzung, eine ganz rapide Wandlung in den oberen Klassen gegenüber. Hier hat der englische Bildungsimport einfach revolutionierend gewirkt. „Wer nur das Indien vor 20 Jahren kannte", schreibt Dilke 1890, „der kann über das heutige Indien nicht mehr reden, ohne sich grober Irrtümer schuldig zu machen." Und die Entwicklung ist seitdem mit verdoppelter Geschwindigkeit weitergeschritten.

Auch die höheren mohammedanischen Klassen, die bisher von den dieser Bildung aufgeschlosseneren Hindus in der Besetzung der Beamtenstellen allerwärts überflügelt wurden und daher der fortschrittlichen Hindubewegung um so stärkere Opposition entgegenbrachten, nehmen, zumal seit der Gründung des anglo-orientalischen College von Aligarh, an dem

allgemeinen Bildungsstreben mehr und mehr Anteil. Ganz besonders aber die Hindus, und zwar nicht ohne verheerende Schädigungen, nicht ohne tief tragische Wirkungen für sie selbst. Auch weit linksstehende Liberale geben dies unumwunden zu. Das Hindutum hat eine polytheistische Vergangenheit von drei Jahrtausenden hinter sich; und derselbe junge Hindu, in dessen elterlichem Haus die Familienidole von der Mutter und den Schwestern bei Sonnenaufgang und -untergang mit Blumen geschmückt, mit Waschungen und anderen frommen Gebräuchen verehrt werden, derselbe Bengale, dessen Volksgenossen dem blutigen und obszönen Kult der Göttin Kali und des Gottes Schiwa huldigen: er wird in den Collegestunden von seinen englischen Lehrern in Miltons Areopagitica oder irgendeine andere gegen Unfreiheit und Aberglauben gerichtete Kampfschrift eingeführt. So tut sich eine tiefe Kluft auf zwischen der alten Umwelt mit ihren religiösen, sozialen und moralischen Einflüssen und einer bisher auf vorwiegend intellektualistischem Wege vermittelten Fremdkultur. Das Ergebnis ist religiöse Verwirrung, soziale Desorganisation und — zum mindesten in den Köpfen — politische Anarchie.

Denn noch schneidender ist vielleicht der Gegensatz im politischen Fühlen und Denken dieser beiden Welten: des rastlos tätigen, praktisch gerichteten, ganz und gar von der Liebe zur Freiheit und zur individuellen Selbständigkeit erfüllten Engländers und des

träumerischen, mit starker Phantasie begabten, aber ganz unpersönlich denkenden Hindu, der jene Freiheit und Selbständigkeit nie gekannt hat und sich nur unter der Obhut und Fürsorge seiner Vorgesetzten wohl fühlt. Heute herrscht nur eine Stimme unter den Konservativen, daß die Gedankengänge eines Milton, eines Burke und Rousseau bloß den Geist der Revolte in den Indern großgezogen und ihnen die Anschauung eingepflanzt hätten, das gegenwärtige England stehe zum indischen Volk im Verhältnis der Stuartkönige zum England des 17. Jahrhunderts.

Mit peinlichem Erstaunen gewahrt man, daß in Indien auf solche Weise eine Art Mittelklasse entstanden ist, die mit einer richtigen Mittelklasse im europäischen, speziell im englischen Sinn nichts gemein hat und weit eher als ein geistiges Proletariat bezeichnet werden muß: Leute, deren höchstes Ziel ein Amt, ein Platz an der Staatskrippe ist, und die sich nach nicht bestandenem Examen wenigstens mit dem Titel eines „F. B. A.“, eines failed Bachelor of Art schmücken, weil ihnen das in der Konkurrenz für verschiedene Posten immer noch einen gewissen Vorrang sichert, während sie für den Ackerbau sowie für die zahllosen Sparten in Handel und Industrie, das eigentliche Feld der Betätigung und der vorwiegend praktischen Selbstausbildung der englischen Mittelklassen, nicht die geringste Neigung besitzen und so wesentlich daran Schuld tragen, daß die industriellen Kräfte Indiens noch lange nicht zur vollen

Entfaltung kommen. Es sind die Literaten, die Babus Bengalens, gemeint: die Kämpen der zügellosen, englandfeindlichen Presse, die Agitatoren und Unruhestifter. Und mit äußerstem Mißtrauen sieht man sich plötzlich einem Bund zwischen diesen demokratischen, revolutionären Babus und der autokratisch-reaktionären Partei unter den Brahmanen gegenüber. Nur der gemeinsame Haß gegen England hält die beiden heterogenen Elemente zusammen. Denn jene Brahmanen fürchten für den Fortbestand des Kastenwesens, auf dem ihre bevorzugte Stellung beruht, und schließen sich deswegen der im Grund doch völlig antibrahmanischen Bewegung an; und die Babus wissen genau, daß sie die schlummernden fremdenfeindlichen Instinkte der Masse nicht mit den politischen Schlagworten des Westens, sondern nur mit dem Kriegsruf „Bande Mataram!“, womit die Göttin Kali begrüßt wird, und nur im Verein mit der alten tyrannischen Gesellschaftsordnung und ihren Hauptvertretern, den geborenen Führern des Volks, aufzustacheln vermögen.

Die eigentliche Gefahr liegt in der Möglichkeit einer solchen Entzündung der unwissenden Massen durch die mit englischer Bildung und Halbbildung getränkten skrupellosen Agitatoren. Jederzeit kann während einer Pestepidemie die ausgestreute Lüge, daß die Europäer die Flüsse und Brunnen vergiftet hätten, eine lokale Erhebung veranlassen. Es fragt sich nur, wie weit heute diese Massen schon infiziert

sind. Wie es scheint, ist die Verbreitung aufwieglerischer Ideen in Bengalen auch in den Dörfern erfolgt, im übrigen Indien dagegen noch mehr oder weniger auf die großen Städte beschränkt. Aber diese Verhältnisse sind auch für den gewiegtesten Kenner Indiens außerordentlich schwer zu ergründen: jene dumpfen Massen, jene ungeheuren, kaum übersehbaren Zahlen sind und bleiben in ihrem Empfinden ein Rätsel für den Europäer.

Und dies um so mehr, als England den Kontakt mit den Eingeborenen gerade in den letzten Jahrzehnten der steigenden inneren Unruhe eigentlich verloren hat. Wir würden ein falsches Bild gewinnen, wenn wir uns damit begnügten, die so vorteilhaft veränderten Anschauungen der englischen Regierungskreise kennengelernt zu haben; wenn wir nicht auch in den Spiegel schauten, den ein Sir Henry Cotton den gegen Indien immer noch so gleichgültigen breiten Schichten des englischen Volkes und besonders dem festgeschlossenen Ring der anglo-indischen Gesellschaft mit seinem heuer schon in 7. Auflage erschienenen Buche „New India“ vorhält. Und Cotton ist einer der gründlichsten Kenner Indiens, denn seine Familie befindet sich bereits in der vierten Generation im dortigen Dienst, dem er selbst 35, sein Vater und Großvater 60 Jahre ihres Lebens gewidmet haben.

Es ist zum Teil ein Rassenproblem, das wir hier berühren. Während in das Kastenwesen durch eng-

lischen Einfluß da und dort Bresche gelegt ist, hat sich die Kluft zwischen der obersten, der englischen Kaste und dem gesamten indischen Volk erweitert. Das alte insulare Selbstbewußtsein gegenüber allen fremden Nationen war noch vermehrt worden, als sich die religiöse Überzeugung der calvinischen Gemeinde Genfs, das auserwählte Volk Gottes zu sein, mit dem Emporkommen des Puritanismus auf die ganze englische Nation übertrug; es hat aber offenbar eine neue Steigerung in Asien erfahren: der fremden Rasse und Farbe gegenüber fühlt sich der Engländer als der einer höheren Ordnung zugehörige Herrenmensch. Und so viele Einzelbeispiele von freundschaftlichem, auf gegenseitiger Hochachtung beruhendem Verkehr auch angeführt werden mögen, dieses Prinzip bleibt unausgesprochen meistens doch bestehen und wird um so schwerer von den andern ertragen, je mehr sie sich die englische Bildung zu eigen gemacht haben und je mehr sie sich anderseits selbst als Vertreter einer uralten Kultur empfinden. Oft genug wird diese Überlegenheit des Europäers aber auch in brutaler Weise ausgesprochen und betätigt, besonders natürlich von ungebildeten Engländern, Geschäftsangestellten und Soldaten. Man weigert sich, auf der Bahn im selben Wagen mit einem Eingeborenen zu fahren; man befördert ihn gewaltsam zur Tür hinaus. Oder man unterwirft ihn in anderer Weise der demütigendsten Behandlung: einer der kleinen indischen Radschas besteigt, nachdem ihm seine

getreuen Untertanen das Geleit gegeben haben, ein Bahnkupee erster Klasse, um sich zu einem Staatsbesuch zu begeben; bei seiner Rückkehr steigt er aus der dritten Klasse aus und erklärt der harrenden Menge, daß er das erstemal in die Gesellschaft einiger englischer Sahibs geraten sei, die von der Schnepfenjagd kamen und ihn zwangen, während der ganzen Fahrt ihre beschmutzten Beine zu waschen. Der Fall wird, so unglaublich er klingen mag, von Cotton als völlig verbürgt erzählt. Auch hat man indischen Gentlemen von hervorragender Stellung den Eintritt in englische Klubs versagt.

Der Unterschied der Zeiten spielt bei alledem eine nicht zu unterschätzende Rolle. Früher war ganz von selbst eine bessere Gelegenheit für das Wachstum der gegenseitigen Sympathien gegeben. Heute ist der Engländer, der in größeren Scharen in Indien auftritt, in vierzehn Tagen wieder zu Haus auf Urlaub sein kann und Indien so bald als möglich überhaupt wieder den Rücken kehrt, in seinen Gewohnheiten und in seiner Denkweise weniger indisch geworden. So hat man nicht mit Unrecht den paradoxen Satz aufgestellt: der Suezkanal habe England und Indien enger zusammengeschlossen, nur um sie weiter zu trennen.

In der Verwaltung kommen die Fehler der Überzentralisation und der Bureaukratie hinzu. Die Provinz- und Distriktbeamten werden zu viel mit Rapporten und Statistiken beschäftigt, als daß sie

sich wie früher mit dem Wohl und Wehe ihrer Gegenden persönlich vertraut machen könnten. Die Regierungsmaschine ist zu automatisch geworden. Es sind Erscheinungen, über die wir ja selbst in unserer Kolonialverwaltung bisher manches zu klagen hatten. Auch auf diese Weise kam man in Indien mit dem Volk außer Fühlung. Und wenigstens was diesen Verlust des Kontaktes betrifft, besteht in der Tat eine gewisse Parallele mit dem Stuart Karl I. zur Zeit seines absoluten Regiments.

Die englandfeindliche Bewegung kann unter solchen Umständen auch von England selbst fast nur in ihren äußeren Umrissen erkannt werden. Wie man weiß, sind unter den gebildeten Hindus schon seit längerer Zeit Bestrebungen nach religiösen und sozialen Reformen im Gang, unter welch letzteren die Frauenfrage im Vordergrund steht. Dazu traten nun im Laufe des letzten Menschenalters mehr und mehr politische Wünsche. Sie erstrecken sich auf vollständige soziale und politische Gleichstellung mit den Engländern, wie sie von der Regierung schon in einer Reihe von Proklamationen seit 1833 versprochen wurde, ohne daß die Tatsachen mit diesen Verheißungen bisher in Einklang standen, während Rußland einen Alikhanoff und einen Loris Melikoff, Männer asiatischen Ursprungs, zu den höchsten Ehrenstellen emporsteigen ließ. Sie erstreben den Eintritt auch in den Civil Service, der bisher den meisten Indern schon deshalb verschlossen blieb,

weil die Aufnahmeprüfung nur in London stattfindet; die Zulassung auch zu den Offiziersstellen der britischen Armee und Marine und zu den höheren Offiziersstellen des indischen Heeres, wo die Eingeborenen bisher nur die Hauptmannscharge erreichen können und dann immer noch dem jüngsten englischen Leutnant im Range nachstehen. Sie verlangen ein nationales indisches Parlament; ferner Milderung oder Fortfall der ländlichen Steuern, teilweise Abwälzung der durch die imperialistisch-militärische Außenpolitik der letzten Jahrzehnte stark gestiegenen finanziellen Bürden auf das Mutterland, das den Unterhalt der Armee in Friedenszeiten Indien bisher allein überläßt, während doch indische Truppen an verschiedenen äußeren Kriegen, so noch zuletzt in Südafrika, rühmlichsten Anteil genommen haben. Alle diese Forderungen kommen in der Presse und auf der Rednertribüne, auf Provinzialkongressen und besonders auf dem seit 1885 jährlich in den verschiedenen großen Städten tagenden Nationalkongreß zum Ausdruck. Nicht nur Hindus, sondern auch Parsis, Shiks und Mohammedaner nehmen an ihm teil. Angehörige des Adels, der grundbesitzenden Klassen, Techniker, Kaufleute, Advokaten, Doktoren, Geistliche, Professoren tauschen hier in englischer Sprache, dem gemeinsamen Organ der mannigfaltigen Stämme und Rassen, ihre Gedanken aus, formulieren hier ihre Beschwerden und Wünsche. In England werden die Bestrebungen durch die National

Indian Association, durch englische Radikale und Sozialisten eifrig unterstützt.

Die ganze Bewegung aber wurde nun durch die Vorkommnisse in Bengalen, der größten und fortgeschrittensten Provinz mit über 78 Millionen Einwohnern und schon bisherigem Mittelpunkt der Hindubestrebungen, in besonderem Maße verschärft. Der Osten ist überwiegend von Mohammedanern bewohnt, die jedoch zumeist dem Hinduvolk entstammen und verhältnismäßig spät zum Islam übertraten. Gerade hier in Bengalen war von einer Feindschaft zwischen beiden Völkern und Religionen am wenigsten die Rede, obwohl die Hindus auch im Osten die meisten Beamtenstellen innehatten. Diese Feindschaft wurde vielmehr erst durch das Vorgehen der Regierung entfacht. Die Provinz war für die Verwaltung durch einen stellvertretenden Gouverneur zu groß geworden. Curzon nahm daher im Herbst 1905 die Teilung Bengalens in eine östliche und eine westliche Hälfte vor, die nun beide gesonderte Provinzen bilden. Die Gegner behaupten jedoch, daß die administrativen Schwierigkeiten durch die Einsetzung eines vom Staatssekretär für Indien direkt ernannten Gouverneurs mit einer Exekutivbehörde, das heißt einer Organisation, wie sie in den beiden Präsidentschaften Madras und Bombay besteht, hätten überwunden werden können, daß dies aber den Zentralisierungstendenzen der indischen Regierung widersprach und die Teilung in erster Linie darauf berechnet war,

4 Bengalen

die damals schon gefürchteten Hindus zu schwächen. Offenbar gelang es der Regierung, die Mohammedaner durch die Aussicht auf das Aufblühen ihrer neuen Provinz Ostbengalen für die schroffe Maßnahme zu gewinnen, die alle politischen und sozialen Bande in der Bevölkerung durchschnitt. Unter den Hindus hat sie dagegen, der gewaltsamen Annexion Oudhs unmittelbar vor dem großen Aufstand vergleichbar, einen Sturm der Entrüstung entfesselt, der in zahllosen Massenversammlungen und Demonstrationen zum Ausdruck kam. Und als dies alles nicht verfing, machten sie das sogenannte Swadeschi zum Vehikel ihrer Forderungen. „Swadeschi" heißt: zum eigenen Land gehörig und bezeichnet eine schon vorher im Gang befindliche und von Curzon selbst unterstützte Bewegung zur Entwicklung der einheimischen Industrie. In Bengalen nahm dieselbe nun die Form des Boykotts aller englischen Waren an. Unruhen in den größeren Städten, in neuester Zeit gefährliche Eisenbahnstreiks, schlossen sich an. Die Mißachtung der Europäer wird von den Eingeborenen zum Teil ganz offen zur Schau getragen. Eine zunehmende Unsicherheit ist bemerkbar. Kürzlich las man sogar von einem Bombenattentat auf den obersten Provinzbeamten, den Lieutenant-Governor von Bengalen. Sogar in das weitentfernte Pandschab sprang die fremdenfeindliche Erregung, wenn auch vielleicht nur vorübergehend, über, und einige Eingeborenenregimenter müssen mindestens

mit Mißtrauen betrachtet werden. Da und dort haben die bengalischen Hindus Freiwilligenkorps gebildet, um sich, unkriegerisch wie sie bisher sind, in Sport und Waffenübungen auszubilden, ihre Agitation haben sie, wie schon erwähnt, von den Städten Bengalens auf das flache Land getragen und auch in die immer zahlreicher werdenden Eingeborenenschulen verpflanzt, denen viele Babus als Lehrer vorstehen.

Aus dieser ganzen Swadeschibewegung aber haben zugleich die politischen Bestrebungen neue Nahrung erhalten, die sich heute in dem Wort „Swaraj" zusammenfassen. Dieses Wort läßt sich bis ins 17. Jahrhundert zurückverfolgen und wurde vom Radscha Siwadschi, dem Gründer des mächtigen Mahrattenreiches im südlichen Indien, geprägt, um sein eigenes Herrschaftsgebiet im Unterschied vom „Mogalaj", dem Reich des Moguls, zu bezeichnen. Wenn es nach seiner etymologischen Bedeutung einfach mit Home-Rule übersetzt werden kann, so heißt es also nach seiner historischen Analogie weit mehr: ein Indien ohne die Engländer. Das Schlagwort ist gerade wegen dieser Mehrdeutigkeit doppelt gefährlich. Im letzteren Sinn verstehen es die indischen Extremisten, die heute mit Brandreden und Pamphleten aller Art gegen die Engländer hetzen und an den Boykott englischer Waren in Nordamerika als den Beginn der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten erinnern. Im Sinn nicht einmal des Home-

Rule, sondern nur des kolonialen Self-Government fassen es dagegen die Gemäßigten des Nationalkongresses, faßt es Dadabhai Naoroji, der greise Vorkämpfer der indischen Freiheiten, selbst auf, der das Wort als Präsident des Kongresses von 1906 neu belebte.

„Wenn China und Persien erwachen", so führte er in seiner Eröffnungsrede aus, „wenn Japan schon voll erwacht ist, Rußland um seine Emanzipation ringt, lauter bisherige Despotien, wie könnten da die freien Bürger Britisch-Indiens, das Volk, das unter den ersten Zivilisatoren der Welt war, dem Despotismus länger unterworfen bleiben?" Dann rief er zur Bildung eines patriotischen Fonds auf, zur Organisation eines Korps politischer Missionare, die in allen Ecken und Enden Indiens das Volk in seiner eigenen Sprache über seine britischen Rechte unterrichten sollten, und wieder anderer, die ganz England zu durchziehen hätten, um die dortige Bevölkerung von dem Recht ihrer Ansprüche zu überzeugen. Den König-Kaiser und das Parlament müßten sie, in alledem nur die gelehrigen Schüler Englands selbst, mit hunderten und tausenden von Petitionen bestürmen, in Indien aber alle Religionen und Klassen und zumal die Mohammedaner zur politischen Einheit mahnen. „Seid einig und beharrlich und vollendet den Bau des Self-Government, so daß die Millionen, die jetzt noch in Armut, Hunger und Krankheiten zugrunde gehen, und die Aber-

millionen, die bei mangelnden Subsistenzmitteln darben, in Zukunft gerettet werden und Indien noch einmal seine stolze Stellung von ehedem einnehme unter den größten Kulturnationen der Welt." 10000 Menschen lauschten diesen Worten.

Man sieht, daß es die Gemäßigten, die sich zwar in ihrem politischen Programm immer deutlicher von den Radikalen zu scheiden scheinen, doch in der Verbreitung ihrer Ideen unter den Massen den letzteren gleichtun wollen. Da aber diese Massen nach dem allgemeinen Urteil jedes Kenners der Dinge zurzeit noch genau so unfähig sind, an der Regierung teilzunehmen oder auch nur den Sinn und die Meinung solcher politischen Ansprachen zu fassen, wie ihre Vorväter in den Tagen Aurangsebs, so ist auch die geplante Propaganda Naorojis in Indien als zweckwidrig und gefährlich zu betrachten. Aber die, wenn auch ganz langsame, Entstehung eines „neuen Indiens", das, wenn auch nur ganz allmähliche, Wachstum eines indischen Nationalbewußtseins heute noch bezweifeln zu wollen, wie es immer noch von seiten vieler Anglo-Inder geschieht, erscheint wohl ebensowenig berechtigt. Denn in den oberen Kreisen der indischen Bevölkerung sind Zeichen einer Annäherung auch zwischen den bisher feindseligsten Elementen, den Mohammedanern und Hindus, bemerkbar: vor nicht langer Zeit erklärten hervorragende Mohammedaner von Bombay wie von Madras ausdrücklich, daß sie den Bestrebungen der Hindus Sympathien entgegenbrächten.

Ehe wir uns nun zum Schlusse die Frage vorlegen, welche Maßnahmen England bei solcher Sachlage zu ergreifen haben wird, muß bemerkt werden, daß das innere Problem Indiens natürlich eine Fülle von Einzelfragen umfaßt, und verschiedene Gebiete in sich schließt, die im Rahmen dieses Vortrags nicht besprochen werden können. Nur mit einem Wort darf ich an das auch von Naoroji erwähnte Elend der Massen erinnern, das mit dem Einströmen der Geldwirtschaft in naturalwirtschaftliche Urzustände, das mit den Segnungen des von den Engländern gebrachten inneren Friedens und der damit stark gestiegenen Volksvermehrung eher noch erhöht wurde, als daß es sich vermindert hätte. Nur hinweisen darf ich auf die andere tragische Entwicklung, die mit dem Herübergreifen der englischen Großindustrie das bodenständige Kleingewerbe vernichtet hat, ohne daß sich bisher eine indische Großindustrie an seine Stelle setzen konnte; auf die Schwierigkeiten der verwickelten Bodensteuern, die mit Ausnahme Bengalens nach einer Reihe von Jahren gemäß dem Zuwachs an Kulturland, aber nichtsdestoweniger unter anscheinend steigender Bedrückung der Eingeborenen neugeregelt werden.

Alle diese Fragen sind aber auch gegenüber drei anderen von untergeordneter Bedeutung. Welches diese sind, geht aus unserer bisherigen Betrachtung schon hervor: die erste ist die der engeren Fühlungnahme mit der indischen Bevölkerung, die zweite ist

eine erzieherische und die dritte eine im wesentlichen politische Frage. Die erste betrifft die Anglo-Inder selbst; wir brauchen ihre Lösung nicht weiter zu erörtern, denn sie ergibt sich, indem die Frage gestellt wird. Zunächst freilich nur in der Theorie, und die wirkliche Besserung dieser Verhältnisse wird gerade zum Schwierigsten gehören, da hier letzten Endes ein Rassenproblem zugrunde liegt. Immerhin ist es als ein hoffnungsreiches Zeichen zu begrüßen, daß sich aus der Mitte der Anglo-Inder warnende Stimmen gegen den Rassenhochmut ihrer eigenen Angehörigen erheben, und daß die englische Regierung nach Möglichkeit bestrebt ist, eine Dezentralisation der indischen Verwaltung in die Wege zu leiten.

Die beiden anderen Gebiete stehen mit dem ersten im Zusammenhang. Hier aber gibt es kein Zurück. Und England denkt auch in den maßgebenden Kreisen gar nicht daran. Es handelt sich nur um die Art der weiteren Durchführung und um gewisse Korrekturen der bisherigen Anschauungsweise und des bisherigen Verfahrens.

Ganz abgesehen von den Grundsätzen der Humanität wird England die Volksbildung schon aus politischen Erwägungen nach besten Kräften weiter zu fördern suchen. Es weiß sehr wohl, wie es wieder Curzon in einer seiner indischen Reden ausspricht, daß die größte Gefahr, die Quelle des Argwohns, des Aberglaubens, des Aufruhrs, der agrarischen Unzufriedenheit, der Not unter den Massen die Un-

wissenheit ist. Es mißt aber heute eben deshalb der Verbreitung der Bildung von unten nach oben höheren Wert zu als derjenigen von oben nach unten; es ist entschlossen, den Elementarschulen, dann den technischen Schulen noch weit größere Aufmerksamkeit als bisher zu schenken. Statt der Ausbildung in englischer Sprache und englischer Geisteskultur ist man jedoch heute bestrebt, die Massen in erster Linie in ihren eigenen Idiomen und in ihren indischen Literaturen heimisch zu machen. Und der niedere wie besonders der höhere Unterricht hat an Stelle des bisher nach englischen Mustern allzu beliebten Examendrills vor allem die Charakterbildung anzustreben.

Auf politischem Gebiet handelt es sich darum, mit fester Hand die Unruhen zu unterdrücken und dann Schritt für Schritt den maßvollen Wünschen des Kongresses entgegenzukommen. Aber auch hier ist man heute im Gegensatz zum liberalen Doktrinarismus der früheren Zeiten um eine Verschmelzung westlicher und östlicher Institutionen bemüht. Man wird die alten Aristokratien der indischen Grundbesitzer, die der Bauer heute noch als seine Feudalherren verehrt, man wird das Punchayet, das dörfliche Fünfmännergericht über Kastenstreitigkeiten, und mit gewissen Modifikationen das Kastenwesen selbst als die Grundlagen der indischen Gesellschaftsordnung und gleichzeitig als die politischen Verbindungsglieder zwischen dem Volk und seinem nationalen Fürsten

oder seinem unmittelbaren britischen Oberherrn nach Möglichkeit vor weiterem Verfall bewahren, und man wird die Anteilnahme der Inder an der Verwaltung ihres Landes erweitern.

Zum Teil in diesem Sinn sind auch die Reformen gedacht, die Sir John Morley, der gegenwärtige Staatssekretär für Indien, zusammen mit dem Plane einer Dezentralisation der Verwaltung vor einigen Monaten ankündigte: die Schaffung eines Notabelnrates aus 60 Eingeborenen, die der Vizekönig von Zeit zu Zeit zur Meinungsäußerung einberufen wird; der Eintritt einer größeren Zahl von vornehmen Eingeborenen in die legislativen Körperschaften der obersten Stelle und der Provinzialregierungen; die Berufung eines Hindus und eines Mohammedaners in den indischen Staatsrat nach London.

Morley ist ein früherer Radikaler, der mit den Buren während des südafrikanischen Kriegs sympathisierte. Jetzt hat er sich in seiner verantwortlichen Stellung und vielleicht unter dem Druck der Anglo-Inder sehr nach rechts gewendet. Er hat demgemäß mit der Ankündigung dieser Reformen doch gleichzeitig wiederholt ausgesprochen, daß das absolute und persönliche Regiment Englands über Indien noch auf gar nicht absehbare Dauer fortbestehen müsse. Nicht nur die ausgesprochenen Feinde der englischen Regierung, sondern auch Männer von der Richtung Naorojis und Cottons sind natürlich mit solchen Auslassungen

unzufrieden. Das indische Volk erzieht sich nach der Anschauung des letzteren von selbst, wenn ihm möglichst bald die Kontrolle über das ganze Schulwesen überantwortet wird, nach der Meinung des ersteren, wenn ihm so rasch als möglich die volle Selbstverwaltung anvertraut wird. Nach der Absicht der Regierung dagegen ist die Erziehung der Massen unter englischer Aufsicht die unerläßliche Vorbedingung für die ganze weitere Entwicklung. Und die Regierung scheint mir hier entschieden realer zu denken.

„Es ist möglich", erklärte Macaulay vor 70 Jahren im Unterhaus, „daß sich unter unserem System die öffentliche Meinung Indiens so weit entfalten wird, daß sie diesem System einmal entwächst; daß wir durch gute Verwaltung unsere Untertanen für eine bessere Verwaltung befähigt machen; daß sie, in europäischen Kenntnissen gebildet, später einmal europäische Institutionen verlangen werden. Ob ein solcher Tag jemals kommen wird, weiß ich nicht. Aber wenn er kommt, wird es der stolzeste Tag in der englischen Geschichte sein." Heute ist doch wohl nur die erste Morgenröte dieses Tages angebrochen, und der aufgeklärte Absolutismus, freilich das letzte Stadium des Absolutismus auch hier in Asien, hat Indien langsam und umsichtig in eine neue Epoche hinüberzuleiten, zu dem noch in nebligen Fernen liegenden Ziele der Autonomie, die vielleicht die Form eines nationalen Staatenbundes unter englischer

Oberherrschaft, mit in englischen Händen dauernd zentralisierter Heeres- und Finanzverwaltung annehmen wird.

Daß hundert Gefahren auf diesem Wege lauern, daß auch die einstige völlige Lostrennung von England auf solche Weise in den Bereich der Möglichkeit gerückt ist, weiß England nur zu gut. Macaulay sah dieser Möglichkeit mit einem Gleichmut ins Auge, der das Ergebnis seiner idealistischen Weltanschauung war: „Das Szepter", so fuhr er in seiner soeben mitgeteilten Rede fort, „mag einst unseren Händen entfallen. Unvorhergesehene Ereignisse mögen unsere tiefsten politischen Pläne verwirren. Der Sieg mag unseren Waffen untreu werden. Aber es gibt Triumphe, auf die kein Glückswechsel folgt. Es gibt ein Reich, das von keinen natürlichen Ursachen des Verfalls berührt wird. Diese Triumphe sind die friedlichen Triumphe der Vernunft über die Barbarei; dieses Reich ist das unvergängliche Reich unserer Künste und unserer Sitten, unserer Literatur und unserer Gesetze." Dieser Anschauung steht der realistische Machtgedanke des nationalen Staates gegenüber, der im heutigen Imperialismus seine großartige Verkörperung findet und an den sich zugleich alle materiellen Interessen der Nation und des einzelnen anheften. Hier liegt der letzte und tiefste Gegensatz der liberalen und der konservativen Idee verborgen. Es ist selbstverständlich, daß man auf der andern Seite mit viel schwereren Sorgen

in die Zukunft blickt, und wer würde diese Sorgen nicht verstehen? Aber nicht einmal die Genugtuung, eine hohe zivilisatorische Aufgabe vollbracht zu haben, bleibt für manche Vertreter dieser Auffassung bestehen. Ein Meredith Townsend steht der gegenwärtigen Entwicklung der Dinge mit der äußersten Skepsis gegenüber und hat ihr in seinem „Asia and Europe" unzweideutigen Ausdruck gegeben: er sieht binnen 50 Jahren den ganzen Imperial Service von Indern besetzt und damit sowohl die englische Herrschaft wie das Werk der europäischen Kultur vernichtet; denn es müßten mindestens noch weitere 300 Jahre vergehen, bis die Massen europäisiert wären, und mit dem Fortfall der englischen Herrschaft vor diesem Zeitpunkt würde alle Rassen- und Glaubensfeindschaft zu neuem Leben erwachen und Indien wieder asiatisch werden, wie es war, ehe der erste Engländer seinen Boden betrat.

Ich vermag diesen Pessimismus nicht in jeder Hinsicht zu teilen. Aber von je mehr Seiten wir dieses auf den ersten Blick so einfach scheinende innere Problem betrachten, um so mehr werden wir inne, daß es im Grund ein ungeheuer kompliziertes ist, um so verständnisvoller werden wir der Haltung der englischen Regierung gegenüberstehen: ihrem Eifer für die Hebung der Massen und ihrem Zögern in der Gewährung ausgedehnter politischer Rechte an die oberen Klassen. Doch auch diese politische Entwicklung ist nun einmal begonnen durch die Erziehung

im liberalen Geist und weitergeführt durch das Erwachen des fernen Ostens. Derselbe Kampf, der Rußland in der Mandschurei zu Boden warf und England damit an seiner indischen Nordwestgrenze entlastete, er setzt sich, wenn auch in anderen Formen, nur um so heftiger im Innern Indiens fort: der Kampf zwischen einem neu erstarkenden Asien und seinem alten Vormund Europa, und sein Ausgang wird vielleicht über das Schicksal der Welt entscheiden.

Literaturnachweis.

Für die erste Hälfte des Vortrags verweise ich auf meinen Aufsatz in der Historischen Zeitschrift, 3. Folge, 2. Band, 1. Heft, 1906: „Die Politik der englischen Landgrenze von einst und jetzt" und die dortigen Quellenangaben. Weiterhin liegen zugrunde: v. Flatow, Die Nordwestgrenze Indiens, in den Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde, herausgg. v. Gr. Generalstabe, 2. Jahrgang, 1905, 3. Heft; die letzten Jahrgänge des Militär-Wochenblattes und der Fortnightly Review; Bulletin du Comité de l'Asie Française, Septembre 1907, und andere Zeitschriften- und Zeitungsausschnitte.

Für den zweiten Teil kommen außer vielen Artikeln und Notizen der Times, des Standard, des Daily Telegraph, französischer und deutscher Zeitungen besonders die folgenden Werke in Betracht:

The Imperial Gazetteer of India, vol. I, III, IV. New Edition. Oxford 1907.

England in deutscher Beleuchtung, 8. Heft: P. Walther. Die englische Herrschaft in Indien. Halle a. d. S. 1906.

R. Hon. Sir Charles Wentworth Dilke, Problems of Greater Britain, vol. II. (Chapter II: British India), London 1890.

Valentine Chirol, The Middle Eastern Question or some Political Problems of Indian Defence (Chapter 31: Our Position in India), London 1903.

Demetrius C. Boulger, India in the nineteenth Century, London 1901.

H. Vambéry, Westlicher Kultureinfluß im Osten, Berlin 1906.

Fürst E. Uchtomskij, Orientreise S. Kaisl. Hoh. des Großfürsten-Thronfolgers Nikolaus Alexandrowitsch v. Rußland 1890

bis 1891, übers. v. Dr. Hermann Brunnhofer, Bd. I u. II, Leipzig 1894 u. 1899.

Sir Henry Cotton, New India or India in Transition, revised and enlarged, London 1907.

Meredith Townsend, Asia and Europe, Third Edition, London 1905.

Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz, Britischer Imperialismus und englischer Freihandel zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts (1. Kapitel. Neubritischer Imperialismus, 1. Grundgedanken), Leipzig 1906.

Lord Curzon in India, being a Selection from his Speeches, 1898—1905, with an Introduction by Sir Thomas Raleigh, London 1906.

Abdullah Yusuf-Ali, Life and Labour of the People of India, London 1907.

Dadabhai Naoroji, Poverty and Un-British Rule in India. London 1901.

Rometh Dutt, The Economic History of India in the Victorian Age, London 1906.

William Digby, „Prosperous" British India, a Revelation from Official Records, London 1901.

C. J. O'Donnell, The Failure of Lord Curzon, a Study in „Imperialism", an open Letter to the Earl of Rosebery, Third Edition, London 1903.

C. F. Wintersche Buchdruckerei.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Geschichte der Kolonisation Afrikas durch fremde Rassen.

Von Sir Harry Johnston K. C. B.

Übersetzt von Max von Halfern, Kapitän zur See a. D.

Mit einer Karte von Afrika.

gr. 8°. geheftet 7 Mk., eleg. geb. 8 Mk.

„... Johnston hat denn auch für sich ... [illegible] ..." (Historische Zeitschrift.)

„... [illegible] ..." (Zeitschrift f. österr. Gymnasien.)

Ed. Hahn.

Das Alter der wirtschaftlichen Kultur.

Ein Rückblick und ein Ausblick.

gr. 8°. geh. 6.40 Mk., gebunden 8 Mk.

„Verf. hat ... [illegible] ..." (R. Thurnwald.)

„... [illegible] ..." (Politisch-anthropologische Revue.)

Ed. Hahn.

Die Wirtschaft der Welt am Ausgang des XIX. Jahrhunderts.

Eine wirtschaftsgeographische Kritik nebst einigen positiven Vorschlägen.

Lex. 8°. geheftet 5.50 Mk., fein Leinwandband 7 Mk.

„... [illegible] ..." (Die Umschau.)

„... [illegible] ..." (Deutsche Zeitung.)

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.